

Herzenskrisen.

Novelle von **Karl Sonntag**.

1. (Nachdruck verboten.)

„Also grad' aus, immer grad' aus, die lange Straße führt direkt in die Stadt, mein Herr, Sie können gar nicht fehlen!" Dann zum Kutscher, der die kleinen Russen lenkte, gewendet: „Na lewo, Jancek, i dalli, dalli, — jest puzno!" *)

Fort klingelte der kleine Schlitten mit dem dicken, gutmüthigen Gutsbesitzer in die stille Winternacht, und ich stand allein auf der schneebedeckten, vom Mondlicht hell erleuchteten Landstraße. Ich zog den Pelz fester um mich und schlug mit schnellen Schritten die bezeichnete Richtung ein, denn ein kalter Nordost blies mir tüchtig um die Ohren und ließ nicht ahnen, daß wir schon im März auf Frühlingslüfte ein gewisses Anrecht hätten.

„Lenzeslüfte. Prosit Mahlzeit!" brummte ich ärgerlich in den Bart. Auf einer Vetternreise nach Ostpreußen war ich hier, in dem kleinen polnischen Neste, im Schnee stecken geblieben und konnte vor dem nächsten Morgen nicht weiter, da die Bahnstrecke vollständig verweht war. Doch gab mir der Bahnhofinspektor Hoffnung, sie bis zum Frühzuge wieder frei zu finden. Ich hatte mit dem einzigen Passagier der zweiten Klasse, jenem Gutsbesitzer aus der hiesigen Umgegend, im Bahnhofsrestaurant gut gegessen und getrunken und wollte auf seinen Rath jetzt einen Gang nach der Stadt machen, um zu sehen, ob ich in einem der beiden dortigen Gasthöfe Unterkunft finden könne für die Nacht.

So ging ich denn die lange, vollständig ausgestorbene, mit vereinzelten Häusern besetzte Straße hinunter und gewahrte bald zu

*) Nach links, Jancek, und schnell vorwärts — es ist spät!

„Entenjagd" bei einem Fest des Berliner Tourenruderer-Vereins. (S. 252)

meiner Linken die Kaserne des hier garnisonirenden Infanterieregiments. Dann folgten einige Villen, von Gärten umgeben. Aber kein menschliches Wesen weit und breit, nicht einmal der Nachtwächter oder Laternenanstecker! Letzterer fiel wohl selbstredend fort, da der Mond die Beleuchtung übernommen hatte und den Stadtvätern das Gas ersparte.

Eine breite Querallee durchschnitt meine Straße. Auf den im Rauhreif zaubervoll glitzernden Schmuck der von beiden Seiten sie einfassenden Baumreihen blinkte der alte Mond so geheimnißvoll leuchtend und lockend herab, daß ich den Schritt vom Wege wagte und in die Allee einbog. Vor einem zierlichen Landhäuschen, aus dessen Fenstern im Erdgeschoß ein gelblicher Lichtschimmer auf die weiße Straße fiel, blieb ich stehen, denn ich gewahrte zu meinem Erstaunen, daß eines der Fenster trotz der Kälte weit geöffnet war. Ich sah in ein reich möblirtes, lauschiges Gemach, das von einer bunten Ampel in der Mitte matt erleuchtet wurde, während auf dem kleinen, dicht am offenen Fenster stehenden Schreibtisch eine Studirlampe brannte.

Ihr Licht fiel grell auf ein offenes Buch, dessen beschriebene Blätter sich im Winde leise hin und her bewegten. In einem Schaukelstuhle seitwärts vom Schreibtisch saß eine in weiche, lichte Stoffe gehüllte Frauengestalt, unbeweglich, den feinen Kopf fest an die Lehne zurückgelehnt, zwei kleine, schmale Hände um das etwas emporgezogene Knie geschlungen. Das Gesicht war der Tiefe des Zimmers zugewendet, so sah ich nur in dem Windzuge, in welchem sie offenbar saß, die dunklen Löckchen über Scheitel und Ohr erbeben.

„Sie ist eingeschlafen und wird sich erkälten," war mein erster Gedanke, und schon überlegte ich, durch welches Geräusch ich sie wecken könne, als der Wind mir diese Arbeit abnahm. Schärfer sauste er in das stille Gemach, blies in die Lampe, daß sie grell emporflackerte, und ließ die Seiten des Buches aufblättern, während ein Fensterflügel klirrend zuschlug. Gleichzeitig sah ich ein flatterndes, weißes Blatt mit meinem Hute um die Wette vor mir herwirbeln. Es gelang mir, beide an der Hausecke zu erhaschen, und während ich den Hut hastig aufstülpte, eilte ich zurück, um das Blatt der Eigenthümerin wieder zuzustellen.

Doch fast erschrocken fuhr ich zurück. Am offenen Fenster, sich klar gegen das Lampenlicht abhebend, taghell vom Mondlicht, das über die weiße Schneefläche wob, beleuchtet, stand jetzt jene schlanke Frau in dem hellen Gewande. Sie sah zum Monde auf mit großen, tief umschatteten Augen, die ihrem Gesicht mit den wirren, in die Stirn fallenden, dunklen Löckchen einen unsagbaren Reiz verliehen. Um den kleinen, vollen Mund lag ein schmerzlicher, weher Zug.

Ich stand unbeweglich, wie verzaubert vor diesem lebenden Bilde. Die Winterstille dieses erstorbenen Städtchens, nur durch das seltsame Sausen und Pfeifen des Windes unterbrochen, und sie und ich die einzigen Wachenden in der Einöde. Diese Gleichartigkeit müsse uns verbinden, dachte ich.

Doch schon schloß sie das Fenster, und die Vorhänge verwehrten mir jede fernere Einsicht. Während ich noch zaudernd überlegte, ob das Blatt in der Hand mir nicht vielleicht Einlaßkarte sein könne, erlosch das Licht.

Fröstelnd eilte ich nun weiter und fand richtig an der nächsten Ecke ein Gasthaus. Während der Wirth heizen und das Zimmer herrichten ließ, setzte ich mich in dem fast leeren Gastzimmer zu einer Flasche Wein, und der Wirth leistete mir auf meine Aufforderung Gesellschaft. Dabei suchte ich ihn über die Insassen jenes Häuschens auszuforschen. Das gelang ohne besondere Diplomatenkünste. Ein älterer Oberstleutnant mit Frau und Tochter bewohnte die Allee.

„Und ist die Tochter jung und schön?" fragte ich gespannt.

„Ja, schön ist sie, erst achtzehnjährig, von großer, prächtiger Gestalt, mit schönem, goldigrothem Haar."

„Nein, ich meine eine dunkle, schlanke Erscheinung, ein liebliches Gesicht —"

„Ach, das ist die Frau Oberstleutnant," sagte der Wirth. „Ja, sie ist ein hübsches, freundliches Frauchen."

„Die Frau? Unmöglich! So jung —"

„Nun ja, sie ist erst etwa sechsundzwanzig Jahre, sie ist die zweite Frau des Oberstleutnants und sieht wie die Schwester der Tochter aus."

Ich war ernüchtert. Meine Märchenprinzessin hatte plötzlich allen Reiz für mich verloren, und als der Hausknecht meine Reisetasche vom Bahnhof brachte, bestellte ich das Wecken zum Frühzuge und zog mich auf mein Zimmer zurück. Doch vor dem Einschlafen nahm ich das aufgefangene Blatt Papier aus der Tasche, um es näher zu betrachten. Es war ein losgetrenntes Quartblatt eines Buches und trug folgenden mit kleinen, festen, deutlichen Schriftzügen verzeichneten Inhalt:

„Mitternacht ist vorüber, ich bin allein, endlich allein! Werner verließ uns eben, Ruth ging zur Ruhe, und Karl schläft wohl längst. Wer doch auch schlafen könnte, ohne wieder erwachen zu müssen! Wie müde bin ich am Geist und Körper, und wie lange schon schleppe ich diese Müdigkeit weiter! Am Tage ein heiteres Gesicht, Plaudern und Scherzen — das ist Pflicht! Des Nachts Seufzer und Thränen — das ist Erleichterung, ist Wahrheit! Und drinnen in der Brust bei Tag und Nacht eine gähnende Leere, eine eisige Gleichgiltigkeit. Manchmal weicht sie von mir; ein freundliches Wort, ein tiefer Blick, ein leiser Handdruck hat sie verscheucht. Dann fängt das kalte Herz mir plötzlich zu pochen an, dann tritt warmes Leben in mein Scherzen und Lachen, dann scheint die Welt um mich rosig, sonnig zu erstehen. Dann meine ich, all' mein Leid sei nichtig, der Himmel und die Erde lachten mir, ich hätte Flügel, die mich emportrügen in den blauen Aether zu ungemessener Seligkeit. Und da — mitten in dieses Glück — trifft mich der kalte Strahl. Ohne meine Schuld, ohne mein Zuthun verwunden mich harte Worte, heimliche, nur mir verständliche Zurückweisungen. Gleich kalten Schloßen schlagen sie auf die schüchtern sich hervorwagende Blüthenpracht meines armen, endlich vertrauenden Herzens. Wild bäumt es sich auf, und Stürme des empörten Stolzes, der Eifersucht, der Qual gekränkter Güte erschüttern es in seinen tiefsten Tiefen. Dann glaube ich den Mann zu hassen, der unbegehrt und ungewünscht meine Bahnen kreuzte, der mir die Fata Morgana des Glückes in dem Wüstensande wies, um sie unerreicht der darnach lechzenden Seele wieder entschwinden zu lassen. Warum mußte er meiner schlafenden Seele Leben einhauchen, wenn er es doch nur erbarmungslos wieder zertreten wollte? — Und aus dem Haß und der Bitterniß jener Erkenntniß ringt sich schmerzend heiß die wahnsinnige Sehnsucht empor: O gib mir ihn, Schicksalsmacht, ein einziges Mal, eine kurze Minute als mein eigen! Laß mich an seinem Herzen ruhen, laß seine Hand schmeichelnd über mein fieberndes Haupt gleiten und laß seine schöne, so heißgeliebte Stimme nur ein einziges Mal mir weich und mild sagen: Ich habe Dich so lieb! Dann will ich gern sterben!"

Mit getheilten Gefühlen las ich das Blatt nochmals durch. Der heiße Schrei nach Glück in diesen Zeilen rührte mich unwillkürlich, ob ich gleich wenig Sympathie sonst für die „unverstandene Frau" besaß. Warum hatte sie den älteren Mann geheirathet, wenn sie ihn nicht liebte? Ja, warum? Da lag der Knoten aller modernen Eheverwickelungen. Aus welchem Grunde heirathet denn die Mehrzahl der oberen Stände? — Aus Liebe doch selten genug, Liebe gedeiht kaum noch, dazu sind des Lebens Ansprüche zu groß, dazu ist die Verwöhnung und Verzärtelung des modernen Kulturmenschen zu gewaltig geworden. Wir heirathen gewöhnlich, wenn wir uns ausgestürmt und ausgetobt haben; wir heirathen, um in der Ehe den Ruhehafen zu finden. Denn der Ehen, die um äußerer Vortheile willen geschlossen werden und gut die Hälfte aller Ehebündnisse bilden, will ich nicht einmal gedenken. Mit unseren vielleicht wohlwollenden, doch im Vergleich mit leidenschaftlicher Liebe lauen Gefühlen nehmen wir das Weib an's Herz, welches in vielen Fällen noch ein unwissendes Kind mit schlummernden Lebenselementen, in jedem Falle keine Wissende von des Lebens Tiefe ist, wie wir selbst. Daraus entsteht nur zu häufig jene moderne Vereinigung, in der zwei Menschen aneinander geschmiedet leben, ohne Eines das Andere zu kennen. Der bejammernswürdigste Theil in solchem Falle ist wohl immer die Frau.

Dem Manne bleibt die Liebe eine schöne Schmuckblume, die er ungern missen würde, die aber keineswegs seinem Lebensziel und -Zweck nothwendig ist. Anders das Weib, welches in der engen Beschränkung des Hauses aufwuchs, durch Erziehung und Gewöhnung auf die Liebe in der Ehe als Hauptziel, Lebenszweck und Lebensinhalt hingewiesen ward. Ihr ist Alles geraubt, enthält man ihr die Liebe vor oder nimmt man ihr dieselbe. Einfache, nüchterne Naturen werden sich trösten durch den kleinen Tand geselliger Freuden und in den engen Pflichten des alltäglichen Lebens ihr Genügen finden. Wie kann das aber eine heißere, eine strebsamere, beweglichere Seele befriedigen? All' ihre Hoffnungen, all' ihre Träume, der ganze Aufbau ihres Frauendaseins liegt zertrümmert am Boden. Das Leben ist eine Qual.

Und die heißen, heimlichen Kämpfe und verborgenen Leiden, die bitteren Thränen und die erstickten Seufzer eines sehnsüchtigen Herzens, das man um sein Glück betrog, all' das Märtyrerthum einer stolzen, kranken Seele, die ihr Leid nicht zeigen darf, wird von so Vielen mit einem stillen Heldenthum ertragen, das Bewunderung einflößt.

Diese Gedanken, welche das Blättchen in mir erweckte, hielten mich noch lange unruhig auf meinem Lager wach und gaben mir auch am nächsten Morgen das Geleite, als ich mit dem Schnellzuge das Städtchen verließ. Das Blatt hatte ich in meine Reiseschreibmappe verschlossen. An eine Zurückgabe, die bei seinem Inhalt der Eigenthümerin peinlichste Verlegenheit bringen mußte, dachte ich nicht mehr.

2.

Es war ein Jahr später, im Juni 1893. Ich hatte meine Ernennung als Regierungsrath erhalten und war im Begriff, ehe ich in meinen neuen Wohnort übersiedelte, einen kleinen Abstecher nach Schweden zu machen, um Stockholm mit seinen sogenannten „weißen Nächten" um die Sommersonnenwende kennen zu lernen. Durch die letzten Jahre angestrengter Arbeit hatte ich mir diese Erholung wohl verdient. Mit dreißig Jahren, dem Gehalt eines Regierungsrathes und nicht ganz unbeträchtlichem eigenen Vermögen konnte ich nun an die Gründung eines Hausstandes denken und beschloß, auf der Reise eifrig Umschau zu halten, ob das Ideal meiner Träume, die Ergänzung meines Ichs nicht endlich in mein Leben treten wolle.

Ich hatte eine unbestimmte Vorstellung von ihr, als von etwas sehr Süßem, sehr Reizendem, sehr Vollkommenem, das mich beglücken sollte. Reich brauchte dies Ideal nicht zu sein, große Schönheit verlangte ich auch nicht gerade, denn ich schwärmte mehr für Liebreiz, Anmuth und Geist. Daß sie neben diesen löblichen Eigenschaften noch diejenigen einer vorzüglichen Hausfrau und eines goldigen, zärtlichen Herzens besitzen mußte, hielt ich für selbstverständlich.

So in behagliche Zukunftsträume versetzt, durchaus zufrieden mit der Gegenwart, saß ich auf dem Deck des Raddampfers „Gjedser", der die Verbindung zwischen Kopenhagen und Malmö unterhält. Die Abfahrt hatte um neun Uhr Abends stattgefunden, und wir befanden uns jetzt auf dem nur schwach bewegten Sund. Seit drei Tagen war mir das Wetter hold gewesen, während in Deutschland in diesem Sommer täglich Ströme vom Himmel flossen. An Bord herrschte zufriedene, heitere Stimmung. Alles folgte mit den Blicken den verschiedenen Schiffen, welche nach der Nord- und Ostsee passirten, und schien von der Seekrankheit verschont zu bleiben. Die zahlreichen, seit Sonnenuntergang glühenden Leuchtfeuer sandten ihre Strahlen in längeren oder kürzeren Zeiträumen von den Küsten in die lichtgraue Dämmerung hinaus, denn finster wird es in dieser Breite um die Sommersonnenwende nicht mehr.

Mir gegenüber hatte eine junge, sehr hübsche Dame Platz genommen, die sich munter mit einem Herrn unterhielt, dessen eigenartig interessante Gesichtszüge mir schon Tags vorher in Kopenhagen aufgefallen waren. Er schien ein Deutscher und ungefähr in meinem Alter oder etwas darüber zu sein, während die Dame Dänin war, denn die Unterhaltung wurde in einem spaßhaften Gemisch von Dänisch-Deutsch geführt, wobei ich bemerken konnte, daß er dänisch besser sprach, als sie deutsch. Wie aus dem Gespräche hervorging, bildete sie sich auf einem Konservatorium aus und befand sich augenblicklich auf einer Reise zu Verwandten in Malmö. Sie schien die Vorstudien ihrer Künstlerlaufbahn nicht außer Acht zu lassen, denn sie schoß wahrhaft leuchtende Blitze aus ihren schönen Augen auf den Reisegefährten. Ihr Gegenüber hörte ihr sichtlich amüsirt, doch mehr mit der Ruhe des humorvollen Zuschauers, als mit dem Feuer des betheiligten Partners zu. Seine mittelgroße, schlanke, aber kräftig entwickelte Gestalt lehnte lässig an der Reling des Dampfers, und sein kluges, blaues Auge weilte bald freundlich auf der schwatzenden Kunstnovize, bald träumerisch auf den Wogen des Meeres. Der Mann begann, mich zu beschäftigen, mehr als die schöne Danske-Pige.*)

Um halb elf Uhr langten wir in Malmö an. Die dänische Künstlerin wurde von den Verwandten zärtlich empfangen; ich eilte nach dem nahen Bahnhofe, von welchem der Zug abging, der mich in zwölf Stunden nach Stockholm bringen sollte, nahm mir einen Platz im Schlafwagen und machte es mir bequem. Zuerst war ich allein in meinem Abtheil, doch kurz vor der Abfahrt erschien mein interessanter Fremder. Er verbeugte sich liebenswürdig: „Hauptmann Warneck aus Deutschland," sagte er, sich vorstellend.

„So sind wir Landsleute," erwiederte ich. „Regierungsrath v. Poser."

Wir geriethen nun bald in ein Gespräch, aus welchem ich ersah, daß der Hauptmann ein sehr unterrichteter und weit gereister Mann war. Er war wohl auch viel durch Versetzungen im Reich umhergeworfen worden, hatte längere Zeit im Generalstabe in Berlin gestanden und befand sich jetzt, da die Herren in der Zwischenzeit immer wieder Frontdienst thun müssen, in einer kleineren Garnison an der Ostgrenze. Ich errieth das mehr aus seinen Erzählungen, als daß er es mittheilte, wie er überhaupt in Bezug auf sich sehr einsilbig blieb. Im Laufe des Gespräches erwähnte ich die schöne, junge Dame, in deren Gesellschaft ich ihn zuerst erblickt hatte.

„O, eine flüchtige Reisebekanntschaft, ich kenne sie nicht," lächelte er.

„Nicht möglich!" versetzte ich. „Sie that doch so bekannt, und bei ihrer Schönheit —"

„Nein, nein," wehrte er ab, seine linke Hand zeigend, an der ein Ring blitzte, „ich bin verlobt."

„O, dann gratulire ich herzlich! Nun ist mir auch Ihre Kälte diesem Zauber gegenüber begreiflich."

Er erwiederte nichts, sondern blickte den Dampfwölkchen seiner Cigarre nach. Sein blasses, ernstes Gesicht mit der hohen, von dichtem, blondem Haar begrenzten Stirn verrieth in den feinen Linien um Augen und Nasenflügel, daß er die Mitte der Dreißig wohl überschritten hatte. Seine Augen sahen meist mit sinnendem, grübelndem Ausdruck in die Weite, richteten sich aber auch scharf beobachtend auf Menschen und Gegenstände. Die Nase war gerade und klein, das Kinn energisch, dahingegen schien mir um den vollen Mund, den ein starker, langer Schnurrbart fast ganz verhüllte, ein weicher Zug zu liegen, der auch beim Lächeln in die Augen trat.

„Wie denken Sie über Schlafen?" fragte er mich jetzt. „Es ist ein Uhr." Ich war einverstanden, wir schlossen das Fenster und streckten uns aus.

Am nächsten Morgen weckte uns der Schaffner mit den Worten: „In einer halben Stunde Kaffeestation, Katrineholm!" Wir machten Morgentoilette und begaben uns, sobald der Zug hielt, an den Frühstückstisch. In der üblichen Weise war das Büffet aufgestellt: Brod, Butter, verschiedener kalter Aufschnitt und auf einem großen Samowar die Theekanne, aus welcher man vermittelst eines Hahnes das duftende Getränk in seine Tasse lassen konnte. Man bediente sich nach Belieben. Dann ging es weiter.

Wald, Föhren und Birken, dazwischen Eichen und Erlen, Berge und zahlreiche Seen flogen an uns vorüber und machten die Gegend reizvoll. Malerisch lagen die zerstreuten Häuser und Gehöfte dazwischen. Die Gebäude waren ausnahmslos von Holz, trugen sämmtlich hier in Södermanland rothbraunen Anstrich, dem hellere Pfeilerstriche ein freundliches Ansehen gaben.

Ein durch die Granitlage geschlagener Tunnel führte dann den Zug in die schöne Inselstadt, das nordische Venedig, auf fortwährend geschwungenem Schienenstrange. Wasser und Felsgestein haben diesen Weg vorgeschrieben, und aus der Nothwendigkeit ist die Schönheit reizvoller Abwechslung dadurch entstanden.

„In welchen Gasthof gehen Sie?" fragte mein Gefährte. „Werden Sie erwartet, haben Sie sich verabredet?"

Als ich mittheilte, daß ich allein und ganz fremd hier sei, schlug er mir vor, mich ihm anzuschließen. Er sei bekannt und könne, da er die ersten Tage gleichfalls auf sich angewiesen sei, mit seiner Erfahrung gern dienen.

Strahlender Sonnenschein empfing uns, als wir aus der geräumigen Bahnhofhalle traten und den Omnibus des Grand Hotel bestiegen. Zwei nebeneinander liegende Zimmer nahmen uns dort auf. Aus den Fenstern eine wundervolle Aussicht! Der herrliche Mälarsee fließt unter der hohen Norrbro (Norderbrücke) hindurch mit etwa meterstarkem Gefälle in den salzigen Fjord, den Saltsjön. Gegenüber lag das imposante Schloß mit glatter, gänzlich schmuckloser Fassade und flachem Dach im edlen Renaissancestyl. Es bildet ein Viereck mit niedrigen Flügeln an den Ecken und halbrunden, freistehenden Flügelgebäuden an der Westseite. Unter mir auf der Straße tobte das Geräusch des rastlosen Verkehrs. Man sah Lastwagen, besonders viel zweiräderige Karren mit niedrigen Rädern und tief hängendem Ladekasten, Droschken, Omnibusse und Pferdebahnwagen; auf den Wassern aber große und kleine Dampfer, überseeische Schiffe, kleine, flinke Schaluppen, die Wasserdroschken dieser Stadt, kurz ein Bild mannigfaltigster Geschäftigkeit und regsten Lebens, wie ich es mir so großartig und so reizvoll nicht vorgestellt hatte. Mein Gefährte rieth, ein Stündchen zu ruhen, dann zu speisen und nach dem Essen eine kleine Rundfahrt auf dem Saltsjön bis nach Warholm und zurück zu machen.

Nach dem Mittagessen machten wir mit dem Dampfer „Viktoria" eine Rundfahrt. Zahlreiche kleine Inseln, welche wir anliefen, waren sämmtlich mit Föhren bestanden, die sehr gut auf der leichten Moosdecke gediehen. Kleine Blumen- und Grasanlagen waren in mühsam herbeigeschaffter Erde angepflanzt und durch Steine vor dem Abschwemmen geschützt. Reizend, in vielfacher Abwechslung nach Styl und Lage wirkten die kleinen hölzernen, in das Grün hineingestreuten Schwedenhäuser.

„Hier ist gut sein, hier möcht' ich Hütten bauen!" sagte ich zu meinem Begleiter, der mich auf alle diese Einzelheiten aufmerksam gemacht hatte.

„Denken Sie schon an eine Hütte und ein Herz?" fragte er lächelnd.

„Schon?" erwiederte ich. „Ich meine, es sei hohe Zeit, ich bin bald einunddreißig Jahre, wohl so alt wie Sie!"

„O nein, ich bin achtunddreißig Jahre. Aber dieser Unterschied begründet schwerlich vollkommen das Bedenken, welches in meiner Frage liegt. Sie kommen mir noch so jung, so frisch und — verzeihen Sie — noch zu unerfahren vor, als daß ich Sie mir mit Eheketten vorstellen könnte."

„Also betrachten auch Sie die Ehe als Ruhehafen nach den Stürmen?"

„Das nicht gerade. Wenn eine heiße Liebe zwei Seelen zu einander zieht, so sollen sie sich in die Arme sinken, gleichviel ob jung, ob älter. Falls dies aber nicht in Frage kommt und nur herzliches Wohlgefallen aneinander, mit dem Verstande Hand in Hand gehend, zur Ehe räth, so eilt die Heirath nicht und kommt ein paar Jahre später auch noch früh genug."

Er versank dann wieder in Schweigen, und ich betrachtete verstohlen sein nachdenkliches Gesicht. „Armer Kerl," dachte ich bei mir, „verliebt scheinst Du trotz der Brautschaft nicht gerade zu sein und bist doch ganz dazu angethan, das Herz eines Weibes zu fesseln!" Und aus diesen Gedanken heraus sagte ich plötzlich: „Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Braut?"

„Danke, ja!" erwiederte er kurz und etwas überrascht, wie mir schien. Ich faßte mir ein Herz, beschloß, ihm Vertrauen zu schenken, um Vertrauen zu gewinnen und vielleicht Näheres über ihn zu erfahren. Er gefiel mir sehr; seine ruhige überlegene Art, die Dinge zu betrachten, seine große Weltkenntniß und Gewandtheit, die ich beobachtete, hatten mir von Anfang an imponirt. Dazu kam bei näherer Bekanntschaft seine liebenswürdige, bescheidene Art, sich zu geben, ohne je das Uebergewicht eines großen Wissens, das er zweifellos besaß, fühlen zu lassen.

So erzählte ich ihm dann von meinem einfachen, bisher recht arbeitsamen Leben, von meinen Plänen und Träumen für die Zukunft. Meine Eltern waren todt; außer einer in glücklichster Ehe verheiratheten, älteren Schwester,

*) Dänenmaid.

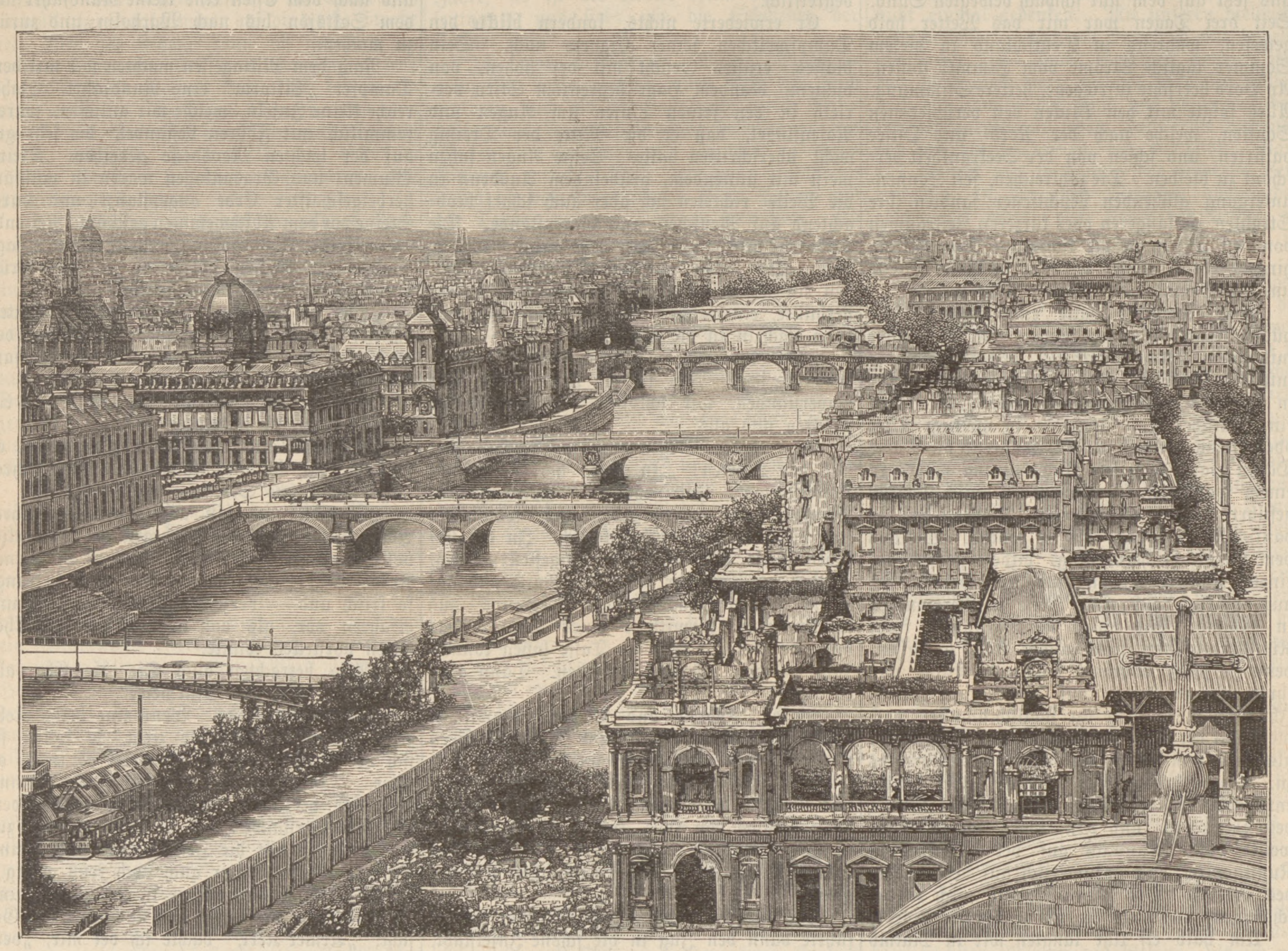
welche sich schon seit Jahren bemühte, mir dieses Glück auch zu verschaffen, besaß ich keine näheren Verwandten. Ich erwähnte, daß ich des Junggesellendaseins recht überdrüssig sei und mich nach einem eigenen Herd herzlichst sehne.

Unter diesen Gesprächen hatten wir das Strömparterre gegenüber dem Grand Hotel erreicht, wo eine österreichische Kapelle spielte. Wir fanden Plätze im Centrum des Lokals, wo der Hauptsache nach die besseren Stände sich niedergelassen hatten. Das Publikum schien etwas bunt, aber machte einen harmlos frohen Eindruck. Da das Bier, wie überall hier, nicht gut war, bestellten wir uns den beliebten kalten süßen Arakpunsch, wie er hier von jedem Eingeborenen mit Selterswasser oder reinem Wasser getrunken wird. Die Kapelle, aus jungen Burschen in ungarischer Uniform bestehend, spielte leidlich. Das bunte Treiben der Spaziergänger, der Anblick junger, froher Gesichter, namentlich schöner Mädchengesichter, stimmte uns heiter. Erst gegen elf Uhr wendeten wir uns unserem Gasthofe wieder zu. Es war noch ganz hell draußen, und so bleibt es in den längsten Tagen die ganze Nacht. Mit freundlichem Händedruck trennte ich mich von Warneck, der mir in den mit ihm verlebten Stunden schon werth geworden war. (Fortsetzung folgt.)

Eine „Entenjagd" des Berliner Tourenruderer-Vereins.

(Mit Bild auf Seite 249.)

Der Berliner Tourenruderer-Verein, der ein trefflich eingerichtetes Bootshaus in Treptow an der Oberspree besitzt, feiert sein Stiftungsfest stets durch ein Wettfahren. Gewöhnlich werden die Pausen zwischen den einzelnen Rennen durch komische Wettkämpfe zu Wasser ausgefüllt, von denen unser Bild auf S. 249 einen darstellt. Bei dieser „Entenjagd" stellte ein geschickter Ruderer im Paddelboot die Ente vor; drei andere Mitglieder in gewöhnlichen Miethskähnen die Jäger. Letztere hatten sich, um den komischen Eindruck zu verstärken, als „Stralauer Angler" verkleidet. Als Jagdgebiet galt nur die Wasserfläche unmittelbar vor dem Bootshause, und es wurde bestimmt, daß von den Jägern Sieger sein solle, der sich binnen fünf Minuten in Besitz der auf der rechten Schulter der Ente befestigten rothen Schleife setzen würde. Die Ente wußte jedoch durch geschickte Wendungen mit dem Paddelboot, auch durch ausgiebiges Spritzen nach den Verfolgern, allen Nachstellungen zu entgehen und errang daher als Sieger den vom Verein gestifteten Ehrenpreis.



Die Pariser Brücken.

Die Pariser Brücken.

(Mit Bild.)

Paris hat heute 29 Brücken, einschließlich der beiden Stege bei den Inseln St. Louis und Grenelle, nicht mitgerechnet jedoch die gegenwärtig noch im Bau befindliche Brücke, welche für die Ausstellung die Avenue zwischen den beiden Kunstpalästen mit der Invaliden-Esplanade verbinden soll. Die erste Brücke unterhalb dem 1853 erbauten Pont National ist der Pont de Bercy, dann folgen der Pont d'Austerlitz und der Pont Sully. Letzterer verbindet den östlichen Theil der Ludwigsinsel mit dem Quai Henri IV. auf dem rechten und dem Quai St. Bernard auf dem linken Ufer, auch geht ein Steg von der Südostspitze der Insel nach dem Port Henri IV. Nun kommen rechts der Pont Marie und Pont Louis-Philippe und links der Pont de la Tournelle, während der Pont St. Louis die Insel dieses Namens mit der Cité-Insel verbindet. Von letzterer führen zu den Ufern: rechts der Pont d'Arcole, der Pont Notre-Dame, der Pont au Change; links: Pont de l'Archevêché, Pont au Double, Petit-Pont und Pont St. Michel, auf unserem obenstehenden Bilde an dem lorbeerumwundenen „N" über jedem Pfeiler kenntlich. Der Pont Neuf, die berühmteste und längste Brücke der Stadt, geht über die nordwestliche Spitze der Cité-Insel vom Quai Conti bis zum Quai du Louvre. Stromabwärts folgen: Pont des Arts, Pont du Carrousel, Pont Royal, Pont Solferino, Pont de la Concorde, dann der oben erwähnte, noch im Bau begriffene Pont Alexandre III. und weiterhin der Pont des Invalides, Pont de l'Alma und Pont de Jéna zwischen Trocadéro und Marsfeld. Der Steg und die Brücke von Grenelle und endlich der Brückenviadukt beim Point-du-Jour bilden den Schluß.

Die Heimkehr des Seemanns.

(Mit Bild auf Seite 253.)

Den ganzen Sommer und Herbst war der Vater schon von Hause fortgewesen; der wackere Seemann durchschiffte den Indischen Ocean und lief ein in chinesische und japanische Häfen. Von dort schrieb er nach Hause an sein junges Weib, daß er in drei Monaten wahrscheinlich wieder daheim sein werde. Freudestrahlend erzählte es die Mutter ihrem Gretchen, einem kleinen dreijährigen Mädchen. Und nun ist endlich der ersehnte Tag erschienen, an dem die Mutter ihrem Kinde plötzlich zurief: „Der Vater ist da, der Vater!" Auf unserem Bilde S. 253 sitzt Gretchen auf den Knieen des heimgekehrten Seemanns. Dieser zeigt ihr eine Puppe, die er mitgebracht hat von fernen Landen; sie hat einen dicken Kopf, kurze Arme und trägt ein ganz sonderbares Kleid. Schön ist die Puppe, und ganz starr vor Freude und Verwunderung betrachtet Gretchen sie, indeß Vater und Mutter an der Freude des Kindes ihrerseits sich ergötzen.



Die Heimkehr des Seemanns. (S. 252)

Anker und Kreuz.

Erzählung nach Thatsachen.

Von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Die im Vorzimmer des Polizeidirektors von Berlin wartenden Personen waren bis auf eine abgefertigt. Diese letzte war ein Mädchen im Alter von ungefähr zwanzig Jahren, ihrer Kleidung und ihrem Wesen nach eine Nähterin oder Putzmacherin.

Auch für sie kam der Augenblick, in dem sie an dem Tisch saß, an welchem der Beamte arbeitete.

„Sie heißen Ida Springer," sagte er, „und wünschen mich zu sprechen. Was haben Sie mir mitzutheilen?"

Ida Springer sah sich erst etwas ängstlich in dem Bureauraum um, dann antwortete sie: „Seien Sie nur nicht böse, Herr Direktor, aber meine Mutter hat mich gezwungen, hierher zu gehen. Mein Bräutigam ist seit acht Tagen verschwunden."

„Mein liebes Kind," lächelte der Polizeidirektor, „mit solchen Angelegenheiten können wir uns nicht befassen. Wenn wir allen Bräutigamen nachlaufen wollten, die plötzlich verschwunden sind, dann hätten wir sehr viel zu thun. Nur wenn ein Bräutigam etwa seine Braut um Geld oder Werthsachen betrügt, dann helfen wir; betrogene Herzen aber fallen nicht unter unsere Amtspflichten."

Das Mädchen verstand den Spott in den Worten des Polizeidirektors und wurde roth.

„Er ist seit acht Tagen fort," stotterte sie. „Es muß ihm irgend ein Unglück geschehen sein, meint die Mutter. In der nächsten Woche sollte Hochzeit sein, und wir hatten Alles vorbereitet."

Der Polizeidirektor zuckte die Achseln. „Das passirt oft, mein liebes Kind. Die Leute besinnen sich noch im letzten Augenblicke vor der Hochzeit und gehen dann durch. Das ist natürlich für die verlassenen Bräute sehr unangenehm, aber wir können dagegen nichts thun. Haben Sie dem Mann Geld anvertraut, vielleicht zum Einkauf von Möbeln oder Ausstattungsstücken?"

„Ja, er hat einige hundert Mark von meinen Ersparnissen mitgenommen, um Einkäufe zu machen, und seit dieser Zeit ist er verschwunden."

„Das ist etwas Anderes. Hat der Mann Sie um Geld betrogen, dann ist es natürlich unsere Pflicht, ihn aufzusuchen und zur Bestrafung zu bringen. Wie heißt er denn?"

„Fritz Reichel. Ich habe seine Photographie hier."

Ida zog aus dem Handtäschchen eine Kabinetsphotographie heraus, die das Brustbild eines jungen Mannes mit hübschem, interessantem Gesicht darstellte.

Der Polizeidirektor warf nur einen flüchtigen Blick auf das Bild. Dann drückte er auf einen Elfenbeinknopf, der sich auf der Schreibtischplatte befand. Ein Beamter in Civil trat ein.

„Führen Sie das Fräulein zu dem Kriminalkommissar Winter," sagte der Polizeidirektor.

Einige Minuten später saß Ida Springer in einem großen Zimmer neben dem Tisch des Kriminalkommissars Winter. Dieser hörte die Erzählung Ida's ruhig an, trotzdem sie etwas umständlich war, und nahm am Schluß auch die Photographie des verloren gegangenen Bräutigams in Empfang. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf das Bild und wollte es eben bei Seite legen, als er es noch einmal dicht vor die Augen brachte und sorgfältig betrachtete. Er nahm sogar aus der Schublade seines Schreibtisches ein Vergrößerungsglas und sah sich durch dieses die Photographie sehr genau an.

„Das ist also Ihr Bräutigam," sagte er dann. „Seit wann kennen Sie den jungen Mann?"

„Seit einem halben Jahre."

„Und seit wann sind Sie mit ihm verlobt?"

„Seit vier Wochen."

„Haben Sie Ihren Bräutigam nur zufällig kennen gelernt?"

„Ja. Meine Mutter ist Wittwe. Wir gingen in diesem Winter zu einem Familienkränzchen, und da lernten wir den jungen Mann kennen. Er besuchte meine Mutter schon am nächsten Tage, und ich merkte bald, daß er sich um meine Hand bewarb. Er mißfiel mir nicht, doch ich empfand nichts Besonderes für ihn. Meine Mutter meinte aber, er sei eine gute Parthie für mich; er sei Kunstschlosser und habe ein sicheres Brod. Heutzutage müsse ein armes Mädchen glücklich sein, wenn sie überhaupt Jemand heirathen wolle, und ich solle mich nicht weiter sträuben. Darauf verlobte ich mich mit ihm, und nächste Woche sollte die Hochzeit sein."

Ida Springer hatte ihre Aussage ohne jede Aufregung gemacht.

„Lassen Sie mir nur die Photographie hier. Sie sollen in den nächsten Tagen Weiteres von mir hören," sagte der Kommissar.

Ida verließ etwas verschüchtert das Lokal, und Winter wendete sich an den Nebentisch, an dem eine Anzahl Kriminalbeamter schreibend saß. „Schulze, gehen Sie sofort dem Mädchen nach und berichten Sie mir, ob die Wohnung, die sie angegeben hat, die richtige ist. Erkundigen Sie sich nach ihr und der Mutter sorgfältig. Ich erwarte sofort Bericht."

Dann winkte er einem zweiten Kollegen. „Auf ein Wort! Kommen Sie doch einmal mit mir in die Fensternische."

Der Kriminalkommissar unterbrach seine Schreibarbeit und trat mit Winter an das Fenster, das nach dem großen Hof hinausging.

„Sie erinnern sich, Herr Kollege, des großen Diebstahls, der vor ungefähr drei Wochen beim russischen Gesandten verübt wurde. Sie haben ja die Nachforschungen in dieser Angelegenheit gehabt. So viel ich weiß, befand sich unter den gestohlenen Gegenständen eine Busennadel, die uns von dem Bestohlenen als auffallend und sehr werthvoll beschrieben wurde. Diese Busennadel besteht aus einem Anker und einem Kreuz, welche quer übereinander gelegt sind und an der Schnittstelle einen Brillanten enthalten. Ueber Anker und Kreuz befindet sich die russische Kaiserkrone. Ich erinnere mich genau, daß wir bei allen Juwelieren und Pfandleihern nach dieser Nadel gesucht haben, ohne eine Spur zu entdecken. Soeben war nun ein junges Mädchen bei mir, die Sie ja wohl gesehen haben, und die mir die Photographie ihres verloren gegangenen Bräutigams zeigte. Sehen Sie sich einmal die Photographie an. Trotzdem sie nicht besonders gut ausgeführt ist, bemerken Sie doch, daß dieser Mensch eine Busennadel hat, die genau der durch den Einbruch entwendeten gleicht. Nehmen Sie hier das Vergrößerungsglas, und sehen Sie sich einmal das Ding an."

„In der That," versetzte der Angeredete, „das scheint die Nadel zu sein. Haben Sie eine Ahnung, wer dieser Kerl ist?"

„Einer von unseren alten Verbrechern ist es nicht, sonst würde ich ihn kennen."

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später saß Kriminalkommissar Winter im Polizeibureau des Viertels, in dem Fritz Reichel bisher gewohnt hatte. Jedes Polizeirevier in Berlin hat ein sorgfältig geführtes Personalverzeichniß aller Leute, die in dem Bezirke wohnen. Es gelang daher schnell, den Gesuchten zu finden, und Winter las als letzte Notiz auf dem Blatte „Reichel" die Worte: „nach Rummelsburg zur Verbüßung einer vierzehntägigen Haftstrafe abgeliefert." Jetzt also war das plötzliche Verschwinden des Bräutigams erklärt.

Der Wachtmeister des Polizeibureaus fügte hinzu: „Wir haben mit dem Mann große Umständlichkeiten gehabt; er ist vor einigen Jahren in eine Schlägerei verwickelt gewesen und zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Drei Jahre hat es der Mann verstanden, sich der Verbüßung der Strafe zu entziehen, bis wir ihn endlich hier abgefangen haben."

Das Register Reichel's wies andere Bestrafungen nicht auf, besonders keine wegen Diebstahls.

Winter schrieb an seinen Chef einen Rohrpostbrief, da das Telephon damals noch nicht in Berlin verbreitet war, meldete diesem, daß er den Einbrecher aus der russischen Botschaft entdeckt habe, und begab sich direkt nach Rummelsburg.

Dort wurde ihm der Mann vorgeführt, den er sofort nach der Photographie als Reichel erkannte.

„Sie sind der Kunstschlosser Fritz Reichel?"

„Jawohl."

„Sie sind verlobt mit einer gewissen Ida Springer?"

„Das stimmt."

„Sie haben von dem Mädchen zweihundert Mark erhalten, um Möbel anzukaufen?"

„Freilich. Aber meine Braut wird doch nicht etwa denken, daß ich sie um das Geld betrügen wolle? Die dumme Geschichte meiner Verhaftung ist ja allein Schuld. Ich hatte die Sache schon ganz vergessen, auf einmal kommt der Schutzmann und verhaftet mich, damit ich die vierzehn Tage absitze."

„Sie hätten doch Ihrer Braut wenigstens Nachricht geben müssen, wo Sie stecken."

„Na ja doch, Herr Kommissar, aber es ist kein Vergnügen, seiner Braut mittheilen zu müssen: „Entschuldige mich vierzehn Tage, ich muß sitzen." Ich bin sonst ein anständiger Mensch, Herr Kommissar, und an der unglücklichen Schlägerei hätte ich mich auch nicht betheiligt, wenn ich nicht wider Willen hineingezogen worden wäre."

„Wenn Sie wirklich ein anständiger Mensch sind, dann gestehen Sie, wie Sie zu dieser Nadel kommen. Aber sagen Sie die Wahrheit!" versetzte Winter, indem er Reichel dessen Photographie zeigte.

„Die Sache ist ganz einfach. Ich bin da mit einem gewissen Feller bekannt geworden; der gab mir am Tage, bevor ich mich photographiren ließ, diese Busennadel und sagte zu mir, ich solle sie ihm für ein paar Tage aufheben; er lebe mit seiner Frau in Unfrieden und fürchte, sie sei im Stande und versetze die Busennadel. Letztere sei aber ein Andenken an seinen Vater. Ich versprach ihm auch, die Nadel ordentlich aufzubewahren. Wie ich mich nun fein machte, um zum Photographen zu gehen, fiel mir ein, daß sich die Nadel auf dem Schlips sehr gut ausnehmen würde. Da habe ich die Nadel in den Schlips gesteckt und benutzt. Das ist doch kein Verbrechen!"

„Reichel, was Sie mir da erzählen, ist so verblüffend einfach, daß man es fast glauben könnte. Nun sagen Sie mir einmal auf das Genaueste, was Sie von jenem Feller wissen."

„Sehr gern, Herr Kommissar. Vor ungefähr drei Wochen kam Feller zu mir und brachte mir eine eiserne Kassette mit, die ein Kunstschloß hatte. Er fragte mich, ob ich ihm die Kassette, zu der er den Schlüssel verloren habe, wieder in Ordnung bringen könne. Das Schloß war mit Gewalt aufgesprengt, und die Kassette war leer. Ich sagte ihm, daß es mir eine Kleinigkeit sein würde, ihm das Schloß in Ordnung zu bringen und den Schlüssel wiederherzustellen. So kam er nach acht Tagen wieder zu mir und holte sich das Ding ab. Ich verlangte fünf Mark für die Reparatur, und er gab sie mir. Dann fragte er mich noch, ob ich nicht mit ihm ein Glas Bier trinken wolle.

Natürlich sagte ich zu. Wir gingen in eine Kneipe, und dort wurden wir näher bekannt, kamen noch öfter zusammen, und eines Abends gab mir Feller die Nadel."

„Und wo befindet sich die Busennadel jetzt?"

„Die liegt in meinem Koffer in meiner Wohnung."

„Wo wohnt dieser Feller, und was ist er?"

„Der Feller ist Haarhändler und wohnt in Rixdorf bei Berlin."

„Können Sie mir den Schlüssel zu Ihrem Koffer geben?"

„Den hat die Gefängnißverwaltung in Verwahrung."

Kriminalkommissar Winter ließ sich den Schlüssel an der angegebenen Stelle aushändigen und ging nach der Wohnung Reichel's, um dessen Sachen zu durchsuchen. In dem Koffer und unter den sonstigen Habseligkeiten des Kunstschlossers fand sich nichts Verdächtiges vor. Die Busennadel lag oben auf. Man sah deutlich, daß Reichel gar nicht die Absicht gehabt hatte, die Nadel zu verbergen. Sie befand sich in einem Stück Papier, durch welches sie zweimal hindurchgesteckt war. Dieses Papier erwies sich aber als die Hälfte einer Postkarte. Auf der Vorderseite derselben konnte man deutlich noch die Worte: „Feller, Rixdorf" lesen, und auf der Rückseite: „Gute Geschäfte gemacht. Morgen Bromberg. Pusmentirer."

Die Nadel war also gefunden. Alle Angaben Reichel's hatten sich als wahrheitsgemäß erwiesen. Es galt, Feller abzufangen. Man beschloß, der durch die Karte bezeichneten Spur zu folgen, und ein halbes Dutzend von Kriminalbeamten machte sich nach Rixdorf auf den Weg.

Winter ließ seine Mannschaften sich im Orte vertheilen und gab ihnen als Sammelpunkt ein Lokal an, von wo aus er sie holen wollte, wenn er sie etwa zur Verhaftung des Feller und seiner Genossen brauchen würde. Er selbst begab sich nach der Ortspolizei und bat um Auskunft über Feller. Es stellte sich heraus, daß es nicht weniger als fünf Familien Feller in dem Orte gab. Ein auffallender Umstand aber war, daß sämmtliche Feller russische Unterthanen waren, die sich auf ihre Pässe hin schon länger als ein Jahr in Rixdorf aufhielten.

„Was machen denn diese Russen eigentlich so lange hier?" fragte Winter.

„Wir haben hier eine ganze Kolonie von Russen. Es sind alles Leute mit deutschen Namen: Weiß, Pusmentirer, Goldberg, Fuchs. Im Ganzen werden es wohl gegen zehn Familien sein."

„Ich suche einen Haarhändler Feller," bemerkte Winter.

Die Beamten lächelten. „Haarhändler sind die Leute alle, das ist ja eben ihre Beschäftigung. Sie reisen im Lande umher und kaufen auf den Märkten den Bauersfrauen die Kopfhaare ab. Die Leute treiben einen schwunghaften Export nach Rußland, wo die Haare zu Perrücken verarbeitet werden."

„Sind die Fellers alle verheirathet?"

„Nein, nur Einer: Samuel Feller. Seine Frau ist eine geborene Pusmentirer."

„Ich meine diesen Samuel Feller," erklärte Winter. „Schicken Sie doch einen Gemeindediener hin, und lassen Sie ihn einmal herrufen."

Der Gemeindediener wurde ausgesandt, kam aber nach kurzer Zeit zurück und meldete: „Feller ist nach Ostpreußen verreist und kommt erst in zehn Tagen wieder."

Winter empfahl den Beamten Stillschweigen über seinen Besuch und ging dann unverrichteter Sache wieder fort. Die sechs Beamten aber, die er mitgebracht hatte, wurden vorläufig unauffällig in Rixdorf stationirt und hatten den Auftrag, die Familien Pusmentirer und Feller sorgfältig zu überwachen.

— — — — — — — — — — —

Während der folgenden acht Tage wurde durch die Kriminalbeamten entdeckt, daß ein auffälliger Verkehr zwischen den Familien Fuchs, Goldberg, Weiß, Pusmentirer und Feller stattfand, und daß das Hauptquartier anscheinend bei der Wittwe Pusmentirer war, welche mit ihren unverheiratheten Töchtern eine ziemlich große Wohnung inne hatte und, ohne ein besonderes Gewerbe zu treiben, sehr gut lebte. Zwei ihrer Töchter waren verheirathet, die eine an Samuel Feller, die andere an einen gewissen Fuchs. Die unverheiratheten Töchter schienen in Beziehungen zu den anderen erwähnten Männern zu stehen, die ebenfalls sehr viel auf Reisen waren. Sie blieben oft vierzehn Tage weg, kamen dann zurück und gingen nach wenigen Tagen wieder. Die Frauen begleiteten ihre verheiratheten Männer selten, dagegen wurde festgestellt, daß die unverheiratheten Töchter der Pusmentirer theils selbst auf Reisen gingen, theils in Begleitung ihrer Schwäger Reisen unternahmen. Der eine der Beamten hatte durch Bekanntschaft mit dem Briefträger entdeckt, daß zwischen den auf Reisen befindlichen Mitgliedern dieser eigenthümlichen russischen Kolonie und den Zuhausebleibenden ein sehr eifriger Briefwechsel stattfand. Die Briefe wurden meist an Feller und, wenn dieser verreist war, an die Frau Pusmentirer gerichtet.

Da die Staatsanwaltschaft noch nicht mit der Sache bekannt war, konnte eine Beschlagnahme der Briefe nicht stattfinden, wohl aber war es möglich, die Postkarten zu lesen. Kommissar Winter setzte sich mit den Postvorstehern in Verbindung und konstatirte, daß an manchen Tagen gegen zwanzig Postkarten an die Wittwe Pusmentirer gelangten, welche aus Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Hannover kamen. Fast alle hatten einen ähnlichen Inhalt; fast ausnahmslos hieß es: „Gute Geschäfte gemacht," oder zur Abwechslung einmal: „Sehr schlechte Geschäfte; 12 Mark. Gott wird weiter helfen; morgen gehe ich nach N. Alles in Ordnung." Aus den Eingangsbüchern des Postamts war aber auch zu ersehen, daß an die Wittwe Pusmentirer eine außerordentliche Menge von Postanweisungen aus denselben Orten eintrafen, aus denen die Postkarten stammten. Die Postanweisungen lauteten über Beträge von 30 bis 100 Mark und darüber; ja es kamen Beträge von 300 bis 400 Mark vor, letztere jedoch selten. Es handelte sich also offenbar um eine Geschäftsgenossenschaft, an welcher die Mitglieder der oben erwähnten Familien betheiligt waren, und deren Leitung augenscheinlich in den Händen der Frau Pusmentirer lag.

Welcher Art mochten aber diese Geschäfte sein? Die Geldsendungen, die von den Mitgliedern der Geschäftsgenossenschaft eingingen, waren sehr verdächtig. Wenn die Leute Haarhändler waren und auf ihren Reisen Haare ankauften, so bezahlten sie doch dafür Geld, und es wäre viel glaubhafter gewesen, wenn sie Packete mit Haaren nach ihrem Wohnsitz geschickt und von dort Geldsendungen erhalten hätten. Nun schickten sie aber selbst Geld in Höhe von mehreren tausend Mark monatlich an die Wittwe Pusmentirer ein. Wie ging das zu?

Samuel Feller hatte seine Rückkehr um fünf Tage verschoben. Er theilte mit, die Geschäfte gingen ausgezeichnet, und sandte beinahe täglich 120 bis 200 Mark ein. Auf seinen Karten war wiederholt von einer Hochzeit die Rede, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte. Es wurde auch konstatirt, daß die eine der unverheiratheten Töchter der Pusmentirer einen Bruder Feller's heirathen wolle, und zwar sollte die Hochzeit in einem Restaurant in Rixdorf abgehalten werden. Die Kriminalpolizei wußte nicht nur, wo die Hochzeit stattfand, sondern kannte auch die Namen der eingeladenen Gäste. Es war die ganze russische Kolonie von Rixdorf, deren Treiben der Aufklärung dringend bedürftig erschien.

Noch eine Karte fiel Winter in die Hände, welche von Feller an seine Frau gerichtet war und lautete: „Morgen Abend komme ich auf dem Schlesischen Bahnhofe an, hole mich um 8 Uhr 40 Minuten ab."

Diese Karte steckte Winter zu sich und erklärte dem Postvorsteher, daß sie vorläufig nicht in die Hände der Adressatin gelangen dürfe. Dann fuhr er direkt nach Rummelsburg und ließ Reichel vorführen.

„Es thut mir leid," sagte er, „daß Sie jetzt schon zwei Tage länger sitzen, als Ihre Strafzeit dauert, aber wie die Verhältnisse liegen, können Sie nicht entlassen werden, ehe Feller ergriffen ist. Wollen Sie uns helfen, den Menschen zu verhaften?"

„Ganz gewiß," erklärte Reichel. „Der Lump hat mich in's Unglück gebracht, und ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen, nur um Ihnen zu zeigen, daß ich ein anständiger und ehrlicher Mensch bin." —

Als am nächsten Abend mit dem Zuge von Bromberg der Haarhändler Feller auf dem Schlesischen Bahnhofe ankam, sah er sich vergeblich nach seiner Frau um. Plötzlich trat Reichel an ihn heran und sagte: „Guten Abend, Herr Feller."

„Ah, guten Abend, Reichel!" antwortete Feller; „was machen Sie denn hier?"

„Ich bin mit einem Bekannten da," sagte Reichel und wies auf den Kriminalkommissar Winter. „Der Herr ist auch eben mit dem Zuge von außerhalb gekommen."

Unauffällig waren inzwischen noch vier Beamte in Civil herangetreten, und jetzt erklärte Winter: „Sie sind verhaftet, Feller. Folgen Sie mir augenblicklich nach der Polizeiwache. Jeder Widerstand wäre unnütz."

Feller wurde leichenblaß. Er versuchte keinen Widerstand. Stumm folgte er Winter zu dem draußen harrenden Wagen.

— — — — — — — — — — —

In dem Restaurant, in welchem die Hochzeit der Tochter der Frau Pusmentirer mit Richard Feller stattfand, ging es hoch her. Ausgelassene Heiterkeit herrschte. Auffallend war es, mit welcher Menge von kostbaren Schmucksachen und Juwelen Männer und Frauen dieser Gesellschaft behängt war. Es befanden sich kostbare, mit Brillanten besetzte Stücke darunter.

Die Frau Samuel Feller's schien etwas unruhig zu sein. Ihr Gatte hatte früher wiederholt erklärt, er wolle bis zu dem Hochzeitstage von seinen Geschäftsreisen zurück sein, und nun war er nicht eingetroffen, hatte auch gar keine Nachricht gegeben. Sie ahnte ja nicht, daß das Schicksal ihres Gatten sowohl, wie das der ganzen Hochzeitsgesellschaft besiegelt war. Sie wußte nicht, daß Feller schon in Untersuchungshaft saß und es für klug gehalten hatte, ein offenes Geständniß abzulegen. So erfuhr denn die Kriminalpolizei, daß diese russischen Familien in Rixdorf sämmtlich geschickte Taschendiebe waren, die auf allen Jahrmärkten der Provinz seit zwei Jahren ihr Wesen getrieben und Tausende von Mark an barem Gelde, dann aber auch Schmuckstücke aller Art, Busennadeln, Uhren, Ketten, Broschen, Armbänder, durch Taschendiebstahl in ihre Gewalt gebracht hatten. Die Bande war vollständig organisirt, und das Haupt derselben war die Frau Pusmentirer; diese vertheilte mit Hilfe Feller's die Rollen, verschickte gruppenweise die Taschendiebe nach den verschiedenen Provinzen, bezeichnete die Märkte, die besucht werden mußten, und führte die gemeinsame Kasse; denn sobald die Taschendiebe bares Geld oder Schmucksachen und Uhren an sich gebracht hatten, waren sie verpflichtet, in der nächsten Stadt das bare Geld an die Pusmentirer abzusenden, die Schmucksachen aber im Leihamt zu versetzen und den Er-

lös daraus ebenfalls der Pusmentirer zuzuschicken. Daß sie dabei Geld für sich behielten und ihre Genossen betrogen, ist selbstverständlich.

Einzelne von diesen Taschendieben trieben aber auch noch die Hehlerei; so war Feller der Hehler für zwei alte Berliner Einbrecher, die den Raub in der russischen Botschaft verübt hatten. Diese Leute, der Polizei bereits wohlbekannt, wurden sofort verhaftet und bequemten sich ebenfalls zu einem Geständniß. Feller bestätigte, daß alle Angaben, die Reichel über ihn gemacht hatte, wahr seien.

Das Hehlergeschäft mit den Berliner Einbrechern hatte Feller auf eigene Rechnung und hinter dem Rücken der Frau Pusmentirer gemacht. Die Brillantnadel war in den Berliner Zeitungen, unmittelbar nach dem Einbruch in der russischen Botschaft, ausführlich beschrieben worden, die Polizei fahndete gerade auf diese Nadel am meisten. Ihr Besitz war für Feller sehr gefährlich. Da er sich Niemand von seiner Bande anvertrauen durfte, die Nadel auch nicht im Haus behalten wollte, gab er sie Reichel zur Aufbewahrung. Hier, bei dem Unbescholtenen, war sie ja jedenfalls am sichersten.

— — — — — — — — — — —

Mit einem Aufgebot von sechzig Mann rückte die Berliner Kriminalpolizei am Hochzeitstage der Bande nach Rixdorf, hielt dort in den Wohnungen sämmtlicher Verdächtigen Haussuchungen und fand bei der Wittwe Pusmentirer eine kolossale Menge Geld, Werthpapiere und Schmucksachen. Die ganze Hochzeitsgesellschaft wurde sofort aufgehoben und nach dem Amtsgefängniß gebracht.

Die über ein volles Jahr währende Untersuchung brachte bei der außerordentlichen Verschlagenheit dieser Bande doch nur das Resultat, daß siebzehn Personen wirklich der Prozeß gemacht werden konnte. Gegen die Anderen lagen keine Beweise vor, und sie wurden über die russische Grenze gebracht. Auch den siebzehn Angeklagten konnte nur ein sehr geringer Theil der wirklich von ihnen verübten Taschendiebstähle und Hehlereien nachgewiesen werden.

Feller, seine Schwiegermutter und noch zwei Hauptführer der Bande erhielten langjähriges Zuchthaus. Die Anderen kamen mit Gefängnißstrafen davon, und ein einziger Angeklagter wurde freigesprochen. Der Prozeß, der im März 1884 vor dem Berliner Schwurgericht stattfand, war einer der sensationellsten, den die Kriminalgeschichte Berlins jemals zu verzeichnen hatte. Die Entdeckung der Diebe war durch einen höchst wunderlichen Zufall geglückt.

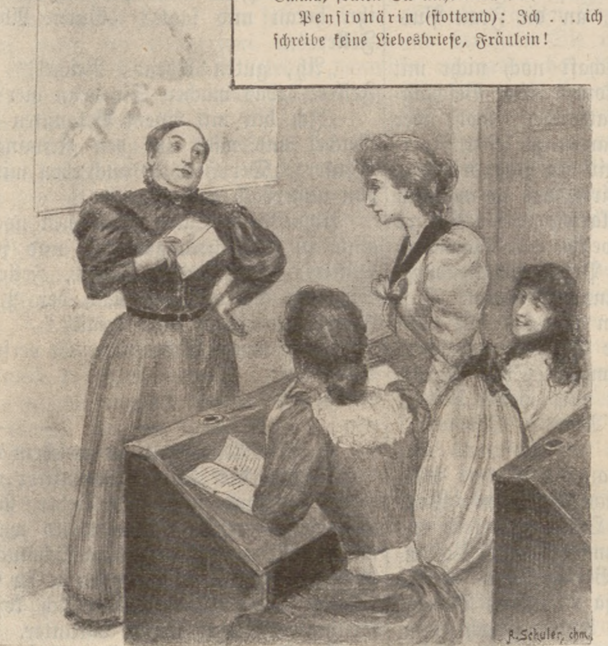
Reichel war natürlich sofort nach dem Geständniß Feller's entlassen worden und verheirathete sich bald darauf mit seiner Braut. Er hat heute eine sehr einträgliche Schlosserei in Moabit.

Humoristisches.

Verschnappt.

Pensionsvorsteherin: Es ist ein angefangener Brief gefunden worden, den eine von euch aus der Tasche verloren hat ... will sich die Verliererin bei mir melden? (Keine der Schülerinnen erhebt sich.) Nun, Emma, sollten Sie nicht etwa ...

Pensionärin (stotternd): Ich ... ich schreibe keine Liebesbriefe, Fräulein!





Schon wahrscheinlich.

Sagen Sie mir, lieber Herr Bürgermeister, wieviel Leute mögen wohl jährlich in Ihrem Dorfe sterben?

— Ü mei, es thuat's eigentlich gar Niemand mögen!

Mannigfaltiges. (Nachdr. verboten.)

Soldatenurtheil. — Als der englische Gouverneur Sir John Malcolm (1769—1833) in Kalkutta den Besuch eines persischen Generals empfing, führte er denselben durch den schönsten Theil der aufblühenden Stadt und fragte ihn schließlich um seine Meinung über Kalkutta.

„Es ist ein schöner Ort zum Plündern," lautete die lakonische Antwort des Persers. [Dr. W.]

Ein angenehmes Amt. — Professor L. Eiluse, nachmaliger Direktor des Variété-Theaters in Paris, wurde Leibzahnarzt beim Könige Stanislaus Leszczinsky an demselben Tage, an welchem dieser Souverän seinen letzten Zahn verlor. [E. K.]

Bilder-Räthsel: „Das geflügelte Rad".



Bei richtigem Lesen obiger Buchstaben erhält man einen spanischen Schlachtruf.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 31:
„Kommt's auf Mein und Dein — so wird's mit der Freundschaft zu Ende sein.

Schieb-Räthsel.

Die nachstehenden Wörter: STEINOBST, MANNHEIM, SCHWANTHALER, SÖMMERDA, CANADA, STEIGBÜGEL und ADLER sind buchstabenweise genau untereinander zu stellen und alsdann so lange nach rechts oder links zu verschieben, bis von zwei Buchstabenreihen, welche miteinander einen spitzen Winkel bilden, jede einen Edelstein nennt.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Wechsel-Räthsel.

Wenn man von einer Stadt das erste Zeichen streicht,
Ein sehr bekanntes Thier sofort sich zeigt;
Doch wenn das letzte wird vertauscht
Mit einem anderen, so rauscht
Ein schöner Fluß, gar wohl bekannt,
Dahin durch's deutsche Vaterland.
Wird durch ein anderes ersetzt
Sein erstes Zeichen — bist du's jetzt.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösungen von Nr. 31:
der zweisilbigen Charade: Leichtsinn;
des Logogriphs: Klinge, Klinke.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.